

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 168.

Elbing, den 21. Juli.

1894.

Das Stipendium.

Erzählung von Jenny Hirsch.

Nachdruck verboten.

8)

„Ich werde täglich zwei mal kommen und Ihnen ganz genau vorzeichnen, was Sie zu thun haben,“ wandte er sich zur Wirthin. „Sie werden ihn schon ordentlich pflegen; in vierzehn Tagen, hoffe ich, bringen wir ihn wieder auf die Beine. Er soll sich aber in acht nehmen,“ fügte er halb im Selbstgespräch hinzu, „in Baden die Schwefelbäder nehmen und hier in der Höhe herunklettern, das verträgt sich nicht. Es ist Niemand bei ihm zurückgeblieben?“ schloß er fragend und schaute sich zum ersten Male im Zimmer um.

„Doch, Herr Doktor, aber die Herrschaften sind im Nebenzimmer, weil der Herr Doktor doch nicht wollten —“

In diesem Augenblicke erschien der Pfarrer auf der Schwelle; der Doktor, welcher der Thür des Nebenzimmers den Rücken zugekehrt hatte, drehte sich auf den Schall der Schritte um und sah den vor ihm Stehenden einige Minuten prüfend an. Dann stieß er einen Schreckerkruf aus und machte eine Bewegung, als wolle er die Flucht ergreifen. Doch schon hatte Kurt Schubert seine Hand erfasst.

„Hermann, endlich, endlich! Nun lasse ich Dich nicht mehr!“ rief er und zog den halb Betäubten ins Nebenzimmer, dessen Thür er hinter sich schloß. „Da, Luise, hier ist der Flüchtling,“ sagte er mit bebender Stimme; „nun halte Du ihn, daß er uns nicht wieder entschlüpft.“

Zwei schlankte, weiße Hände streckten sich aus und umschlossen die braunen, sonnenbrannten Hände des Landarztes; zwei dunkelgraue Augen richteten sich mit dem Ausdrücke der hingebendsten Liebe auf sein Gesicht, in das der Kummer tiefe Furchen gegraben, auf sein Haar, durch das sich schon Silberfäden schlangen; sie vermochte nichts weiter, als seinen Namen zu nennen, aber in dem Tone ihrer Stimme sprach sich Alles aus, das Leiden der Vergangenheit, die Freude der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft.

Ueber den Einsamen, Selbstverbannten kam ein Gefühl namenloser Seligkeit. Die Jahre

versanken vor ihm mit ihren Kämpfen und Bitterkeiten; er war wieder jung und sah die Geliebte vor sich stehen, nicht mehr in erster Jugendschönheit, aber noch lieblicher, noch anziehender durch die sanfte Trauer, die ihr Wesen einhüllte und wunderbar verklärte.

„Luise, meine Luise!“ rief er und ging mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, um sie an sein Herz zu ziehen, aber wie auf einem Frevel erappt wick er zurück.

„Vergle! Ich vergaß,“ murmelte er, „Du hast keine Gemeinschaft mit dem Ehrlosen, Gebrandmarkten. O, warum mußte mir das nicht erspart bleiben, warum mußtet Ihr mich wiederfinden! Laßt mich gehen.“

Er wollte sich zur Thür wenden, aber Kurt vertrat ihm den Weg.

„Hermann, Freund, Bruder, was sprichst Du da?“ sagte er mit mildem Vorwurf. „Sind zehn Jahre nicht ausreichend gewesen, Dich von den Vorstellungen zu heilen, in die Du Dich wie in ein schwarzes Netz eingesponnen hast. Du bist nicht ehelos, nicht gebrandmarkt, Niemand hält Dich dafür; weder Luise, noch ich, noch unsere seltsame Mutter haben nur einen Augenblick an eine Schuld von Dir geglaubt.“

„Deine Mutter todt!“ rief Hermann schmerzhaft.

„Sie starb vor zwei Jahren,“ sagte Luise, „noch in ihren letzten Stunden trug sie uns auf, Dir ihre Grüße und ihren Segen zu bringen, denn sie glaubte fest daran, daß wir Dich wiederfinden würden.“

„Und auch Luise zwelfelte nicht daran,“ fiel Kurt trotz der abmahnenden Winke der lieblich erröthenden Schwester ein, „Hermann, sie hat Dir die Treue gehalten.“

Ein Freudenstrahl durchzuckte das vor der Zeit gealterte Gesicht des Doktors und ließ es wieder jung erscheinen, aber schnell furchte sich wieder seine Stirn, herb preßte sich der Mund zusammen und mit bitterem Tone sagte er: „Vorüber! Vorüber!“

„So laß uns wenigstens die Stunde des Wiedersehens genießen,“ sagte Kurt, wohl einsehend, daß ein Augenblick nicht heilen kann, was zehn Jahre des Kummers und der Einsamkeit in der Seele eines Menschen verwüsten. „Bleibe bei uns, wir wollen uns im Garten ein schattiges Plätzchen suchen und mit einander plaudern.“

Hermann kämpfte sichtlich, aber schon ver-

mochte er sich dem süßen Banne nicht mehr zu erwehren, der ihn umfing.

„Sei es,“ sagte er, „ein Tag im Jahre ist den Todten freil!“ sagt Gilm, möge es denn heute mein Allerseelentag sein.“

Noch einmal sah Hermann nach dem Kranken, dessen schwere Betäubung jetzt in einen ruhigeren Schlaf übergegangen war; dann saßen sie bei einander im Garten unter den breitschattenden Ästen zweier mächtiger Nuthäuser, vor sich ein weites, fruchtbares Ackerfeld, vom Gimatfluß quer durchschnitten, weiter hinaus herrliche Reb- gärten und zierliche Rebhäuschen, das Kloster Wettingen in träumerischer Ruhe, dahinter der Nethlberg, die Albstette und im hintersten Hinter- grunde die gewaltigen Gebirgsmassen der Hoch- alpen.

Hermann deutete auf die durch die sich zum Untergange neigende Sonne mit dem wunder- barsten Farbenglanz umstrahlte Landschaft und sagte: „Hier habe ich eine Heimath gefunden, hier glaube ich vergessen zu können und ver- gessen zu werden. Doch nicht von mir laßt uns reden, sondern von Euch.“

Die Geschwister fügten sich diesem Verlangen; es war von ihrem äußeren Leben im Grunde nicht viel zu berichten.

Kurt hatte, nachdem er seine Studien vollendet, eine Stelle als Vikar bei einem hoch- betragten Pfarrer in einem Dorfe unweit von Annaberg im sächsischen Erzgebirge erhalten und war nach dessen bald darauf erfolgtem Tode in das Amt eingerückt. Die Mutter und Schwester waren zu ihm gezogen, um ihm hauszuhalten, und sie würden glücklich und friedlich gelebt haben, wenn nicht, wie der Erzähler dem Doktor wiederholt zu Gemüth führte, dessen Schicksal wie eine schwere, dunkle Wolke an ihrem Horizont gehangen hätte.

„Wir haben nie abgesehen, nach Dir zu forschen, sagte Kurt, „es war alles vergeblich, Du warst wie vom Erdboden verschwunden. Vor vier Jahren hofften wir eine Spur ge- funden zu haben, sie vermischte sich aber sogleich wieder.“

„Wieso? fragte der Doktor gespannt.

Kurt zögerte, er scheute sich, eine sehr wunde Stelle zu berühren, da ergriff Luise des Ge- liebten Hand und sagte mit leiser, süßer Stimme: „Wir wußten, wann die Zeit abgelaufen sein würde, die Dein unglücklicher Vater in Wald- heim zuzubringen hatte. Kurt schrieb an den Direktor der Anstalt und erkundigte sich nach dem Tage der Entlassung; er reiste hin, um ihn in Empfang zu nehmen und zu uns zu bringen.“

„Das wolltet Ihr thun!“ rief Hermann tief erschüttert.

„Mein Pfarrhaus ist groß und liegt weit- abgelehnen; ich glaube, der alte Mann habe Niemand auf Erden, der sich seiner annähme; waren wir da nicht die nächsten dazu, ihm eine Zufluchtsstätte zu bieten?“

„Ihr prächtigen, edlen Menschen!“ rief Her-

mann, und in seinem Auge glänzte eine Thräne, die er verstohlen mit dem Rücken der Hand wegwischte.

„Es blieb beim guten Willen,“ fuhr Kurt fort. „Eine Amtshandlung verhinderte mich, wie ich gewollt, schon am Tage vorher abzu- reisen; als ich in Waldenburg eintraf, war es zu spät. Bereits vor mir war ein Fremder eingetroffen, hatte noch im Sprechzimmer des Direktors eine geheime Unterredung mit Deinem Vater gehabt und war mit ihm abgereist. Wo- hin, darüber vermochten die Beamten, welche ich mit Fragen bestürmte, mir keine Auskunft zu geben, sie meinten jedoch, allem Anscheine nach wäre die Reise über's Meer und nach Amerika oder Australien gegangen.“

Der Doktor nickte mit dem Kopfe, ein leises triumphirendes Lächeln umspielte seine Lippen, er äußerte jedoch nichts.

„Eine große, freudige Hoffnung erfüllte mich,“ fuhr der Pfarrer fort; „wer anders als der Sohn konnte gekommen sein, um den Unglück- lichen abzuholen? Auf das eingehendste erkun- digte ich mich nach der Persönlichkeit des Frem- den; aber die Beschreibung, die man mir von ihm gab, paßte zu wenig auf Euch, wenn ich auch annehmen mußte, daß die Jahre Dich sehr verändert hätten. Niedergeschlagen kehrte ich nach Hause zurück.“

„Und dennoch belebten sich von diesem Tage an unsere Hoffnungen von neuem,“ nahm Luise wieder das Wort, „hattest Du nicht selbst Deinen Vater abgeholt, so stand es für uns doch fest, daß es ein Abgesandter von Dir gewesen war. Sprich, Hermann, war es nicht so?“

Er hob stehend die Hände. „Redet von Euch — ich — ich vermag es noch nicht, von mir zu sprechen!“

„Bald darauf fing unsere gute Mutter an zu kränkeln,“ berichtete Luise, sich seinen Wünschen sofort fügend, weiter, „und vor zwei Jahren erlöste sie ein sanfter Tod von langen, wenn auch nicht schweren Leiden. Seitdem leben wir beide einsam in Kurts geräumtem Pfarrhause.“

„Und die Schuld meiner Herren Amtsbrüder ist es nicht, wenn ich nicht noch einsamer ge- worden bin,“ lugte Kurt in betterem Tone hinzu, „einer nach dem anderen gab sich redlich Mühe, mir mein Schwesterchen zu entführen, sie schickte sie aber sämmtlich mit einem Korbe heim; es ist mir jedoch ein Räthsel, wie sie es angestellt hat, daß es ihr Keiner nachgetragen hat, sondern alle gut Freund mit ihr geblieben sind.“

„Sie haben sich ja sämmtlich getröstet,“ scherzte Luise, der die Mittheilung des Bruders recht peinlich schien; um schnell darüber fortzu- kommen, plauderte sie weiter: „Du bist sicher neugierig zu erfahren, wie wir hierher gekommen sind.“

„In der That,“ erwiderte der Doktor: „Waden wird nur ausnahmsweise von Be- wohnern Nord- und Mitteldeutschlands besucht. Und wer von Euch beiden gebraucht die Bäder?“

„Ich,“ antwortete Kurt. „Ich habe mit in

diesem Frühjahr eine heftige Erkältung zugezogen und es traten infolge dessen rheumatische Schmerzen ein. Unser Arzt in Annaberg rief mir, mich den Anfängern zu widersetzen und baldmöglichst in ein warmes Bad zu gehen; davon wollte ich jedoch nichts hören. Seit vielen Jahren hatten wir beide uns nicht weiter als auf wenige Meilen von meinem Wohnorte entfernt, nun aber während des ganzen Winters eine Schweizerreise geplant; ich mochte sie nicht aufgeben."

"Um meinerwillen," schaltete Luise ein. "Steh nur die Eitelkeit," scherzte Kurt, dann erzählte er weiter: "Als ich das dem Arzt sagte, lachte er und erwiderte: 'Sie können ja das eine thun und brauchen das andere nicht zu lassen. Reisen Sie nach der Schweiz, in dreißig Minuten fahren Sie mit der Eisenbahn von Zürich nach Baden, gebrauchen Sie vierzehn Tage oder drei Wochen die dortigen heißen Schwefelbäder und reisen Sie dann, so lange wie Urlaub und Geld reichen, weiter in die Schweiz, ich hoffe Sie werden den Rheumatismus nicht wieder nach Hause bringen!'"

"Das hoffe ich auch," versetzte Herrmann, in dem jetzt der Arzt zur Geltung kam. "Wie lange bist Du schon hier."

"In der zweiten Woche, in etwa acht Tagen gedenken wir abzureisen. Welch eine Fügung, daß wir Dich endlich hier finden mußten!"

"Als mir die Wirthin von dem seltsamen Arzt erzählte, der den Fremden ängstlich aus dem Wege geht, der nur mit den Landleuten verkehrt und weder nach Baden, noch nach Zürich mag, kam es über mich wie eine Offenbarung," sagte Luise, "noch ehe Du ins Zimmer tratest, noch ehe ich Deine Stimme hörte, verkündete mir das Klopfen meines Herzens, daß Gott mein bestes Gebet erhört, daß ich Dich endlich, endlich wiedergesunden habe."

"Um uns nicht wieder zu verlieren, Herrmann," fügte der Bruder hinzu, den ungeprochenen Worten Luises Ausdruck verleihend.

Der Doktor schwieg und schaute in schmerzlichem Sinnen vor sich nieder.

"Herrmann," sagte der Pfarrer mit einem Blick auf die Uhr, "unsere Zeit ist abgelaufen; wollen wir nicht die Nacht in Bettlingen bleiben, so müssen wir mit dem nächsten Zuge nach Baden zurück; werden wir Dich wiedersehen?"

Der Doktor neigte bejahend das Haupt.

"Kommst Du zu uns nach Baden?"

"Nein, nein!" rief er abwehrend, "wir finden uns hier zusammen."

"Wir dürften sicher sein, daß Du Dich nicht wieder unsichtbar machst?"

"Ein alter Arzt, wie ich es jetzt bin, verläßt nicht über Nacht seine Patienten," erwiderte Herrmann mit einem schwachen Versuch zu scherzen, "und wollte ich das selbst, so blindet mich hier doch eine andere Fessel!" fügte er hinzu und ein tiefer Gram malte sich wieder in seinen Zügen.

"Auf morgen!" sagte Luise, ihm die Hand

reichend. "Auf morgen," wiederholte er, sie mit festem Druck umspannend.

"Um dieselbe Stunde hier im Garten," fügte der Pfarrer hinzu. Herrmann erklärte sich damit einverstanden. "Noch eins," sagte er, "man kennt mich hier nur unter dem Namen Doktor Herrmann." Er machte keine Miene, sie nach dem Bahnhof zu begleiten, stand aber noch lange und schaute ihnen nach, als ihre Gestalten längst hinter den Bäumen verschwunden waren.

"Luise! Meine Jugend, mein Glück, meine Seligkeit, habe ich Dich wiedergesunden!" rief er, "Um Dich von neuem zu verlieren! Ich gehöre mir nicht selbst an, noch trage ich Ketten, mit denen ich sie nicht belasten darf."

"Schweig still, mein Herz, schweig still!"
(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Das Fashinenmesser. Ueber die mannigfache Verwendung des demnächst aus der Armee verschwindenden Fashinenmessers während des Krieges 1870/71 veröffentlicht die „Voss. Ztg.“ folgende hübsche Anekdote: Ueber alles Lob erhaben war die Bedeutung des Fashinenmessers als Tranchirmesser. Zwar konnte sich seine Schneidigkeit nicht mit jener des Salabinschen Krummsäbels, der Daumenkissen zerschneidet, messen. Immerhin war es aber derart geschärft worden, daß sich mit ihm ein Franzmann zu Rotelettes zerhacken und ein Hammel kunstgerecht zerlegen ließ. Der Hammel — d. h. der vierbeinige — spielte im Felde eine hervorragende Rolle. Mit einem halben Hammel erschienen stets die zum Abholen der Lebensmittel kommandirten Abgesandten des Herrn Korporalschäfersführers. Da die Korporalschaft 18 bis 24 Mann besaß, so galt es, den halben Hammel in ebenso viele Theile zu zerlegen. Diese wichtige Prozedur geschah mit Hilfe des Fashinenmessers. War die Zerlegung im Beisein der Mannschaft kunstgerecht geschehen, so nahm der Herr Korporalschaftsführer, gewöhnlich ein Gourmand ersten Ranges, die fette fleischige Keule für sich in Anspruch, und die Disciplin war so felsenfest, daß dem Vorgesetzten Niemand dieses edelste und schmackhafteste Stück des Hammels streitig machte. Alsdann wurde der Gerechtigkeit die Ehre gegeben und die Vertheilung sehr unparteiisch in folgender Weise vollzogen; es drehte einer der versammelten Kameraden dem „halben Hammel minus der Keule“ den Rücken zu und bestimmte blindlings, wem dieser, wem jener Theil, auf den der Korporalschaftsführer hinwies, zufallen sollte. War der wichtige Akt vollzogen, so raffte jeder Kamerad mehr oder weniger schmunzelnd seinen

Antheil auf und verschwand. Nun gings ans Zerhacken und Beklopfen der kleinen Theile mittelst des Fäschinmessers, auf daß dem Fleisch die höhere Weichheit und Schmackhaftigkeit verliehen werde. Auf dem Marsche ging dem Abkochen unmittelbar das Schlachten, Abholen und Vertheilen voran. Begeisterung für solches Fleisch, das noch nicht genügend abgeblutet hatte und noch warm war, hat wohl in keines Kriegers Brust geherrscht. Aber der Gebieter „Magen“ duldete keine Anwendungen des Ekels, und so wurde das Fleisch halbgar vertilgt. Das war der günstigste Fall, denn in der Regel zeigte sich die Tücke des Geschickes darin, daß „An die Gewehre!“ kommandirt wurde, wenn das Fleisch eben erst den höchsten Grad seiner Zähigkeit zu verlieren begann. Mit verzweifelndem Muthe goß in solchem Falle der bedauernswerthe Krieger die Brühe aus, ließ das angekochte Fleisch im Kochgeschirr und schnalzte dieses, wiewohl es fettig erglänzte, auf den Tornister. Wurde der Mann während des Marsches schlapp und mit Hilfe des Compagniekarren in das Lazareth expedirt, so pflegte sich der im Kochgeschirr vergessene Lederbissen nach einigen Tagen höchst unangenehm bemerkbar zu machen — man roch und roch — wo in aller Welt mag das scheußliche Parfum herkommen!? Endlich kam man dahinter — und das Hammelfleisch in seinem sehr verfassungswidrigen Zustande flog hinaus. Die richtigen Hammelorgien wurden gefeiert in den Quartieren. Es gab Rindige im Zubereiten von „Hammel“, die mit den Köchen von Hiller und Dressel wetteifern konnten. Man hackte, kochte, spickte und briet. Sehr gesucht als Delikatesse war Hammelleber. Man errang sie durch die Gunst eines Bataillonschlächters und nach Spendung eines Fünzigers. Mit oder ohne Hilfe des Fäschinmessers wurde eine solche Leber fein säuberlich in Scheiben geschnitten und alsdann gebraten. Bei dem Zerkleinern des gesalzenen Rindfleisches, das eine Zeitlang an Stelle des Hammelfleisches trat, spielte das Fäschinmesser gleichfalls eine Rolle: denn jenes Rindfleisch war geradezu unüberwindlich. Drei- oder viermal mußte es abgekocht werden, bevor es nur einigermaßen genießbar war. Bei jedem Abkochen bildete sich oben auf dem Wasser zoll-dicker schmutziger Schaum. Eine eigenthümliche rothe Farbe, die das Fleisch nach dem Kochen annahm, und der scharf = salzige Geschmack machte es bei allen Truppentheilen verhaßt. Selbstverständlich benutzte man auch das Fäschinmesser zum Zerkleinern der äußerst festgestopften Erbswürst und des

felsenharten französischen Zwiebacks, den man massenhaft bei Sedan erbeutet hatte. Mit dem Griff des Fäschinmessers klopfte man ferner die in einem Tuchbeutelchen befindlichen Kaffeebohnen klein, um sich einen schmackhaften braunen Trank zu bereiten. Endlich auch diente es als Wurfgeschuß bei der Hühner-, Enten- und Gänsejagd. Zum Appell pukete man das verehrte Instrument mit Schmirgel, Sand, Kreide und Speck blitzblank, so daß von seiner profanen Benutzung zu Küchen- und Jagdzwecken nichts mehr zu merken war. Einst hatte ein Kamerad diese Säuberung vergessen. Als der Hauptmann die Waffe aus der Scheide zog, war sie blutigroth. Der Gebieter der Compagnie muthmachte Menschenblut, und gedachte schon den tapferen Krieger wegen bewiesener Bravour vor dem Feinde für das eiserne Kreuz in Vorschlag zu bringen. Doch als der Gewaltige erfuhr, daß nur schönes Hammelblut an der Klinge haften, trafen den lieberlichen Mann drei Strafwachen. Genug, mit Trauern werden diejenigen, die seinen Werth im Felde kennen gelernt haben, das Fäschinmesser verschwinden sehen.

— **Wer Hiob war.** Ein Schulinspektor wendete sich, so erzählt das „N. W. Z.“, in der Schule an den Lehrer mit der Frage, ob die Kinder auch fest in der Bibel seien. Auf die bejahende Antwort des Lehrers ruft der Schulinspektor einen der Jungen heraus und richtet an ihn die Frage: „Mein Kind, weißt Du, wer Hiob war?“ Der Kleine antwortete ohne Zögern: „Ein Postmeister!“ Der durch die Antwort etwas verblüffte Schulinspektor erkundigte sich bei dem Kleinen, wieso er auf diesen Gedanken käme. Der Junge erwiderte unbefangen: „Gestern kam der Lehrer in die Schule und sagte: „Kinder, eine Hiobspost, der Schulinspektor kommt morgen.“

— **Ein merkwürdiger Zufall** fügt es, daß der erste zum Tode verurtheilte Verbrecher, dessen Begnadigung der neue Präsident der französischen Republik, Casimir Périer, entweder wird unterzeichnen oder verweigern müssen, Périer heißt. Dieser Mensch hat in Gesellschaft zweier Freunde die Wohnung seines eigenen Vaters ausgeraubt und den Greis durch einen Revolvererschuß getödtet. Das Schwurgericht hat Périer dafür zum Tode verurtheilt.

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Eibing.

Druck und Verlag von F. Gaarz
in Eibing.